

STUDIEN ZUR GESCHICHTE DER WISSENSCHAFTEN
IN BASEL

NEUE FOLGE 4

IM AUFTRAG DES REKTORS DER UNIVERSITÄT BASEL
HERAUSGEGEBEN
VON HANS-PETER MATHYS, WOLFGANG ROTHER
UND RUDOLF WACHTER

SCHWABE VERLAG BASEL

HEINER SCHWENKE

ZURÜCK ZUR WIRKLICHKEIT

BEWUSSTSEIN UND ERKENNTNIS
BEI GUSTAV TEICHMÜLLER

SCHWABE VERLAG BASEL

dass intuitive Erkenntnis hinsichtlich aller Gegenstände *möglich* ist. Der Lebenspraxis entspricht eher ein *Nebeneinander* von intuitiven und inferentiellen Zugängen zu denselben Gegenstandsbereichen, ein *Nebeneinander* von direktem Wirklichkeitskontakt und gedanklicher Konstruktion.

ANHANG

*Zur Methode in der Philosophie,
insbesondere in der Erkenntnistheorie*

In diesem Anhang sollen einige methodische Grundsätze der Untersuchung zu Bewusstsein und Erkenntnis bei Teichmüller erläutert und begründet werden. Beispielsweise zogen wir häufig die Lebenspraxis zur Beurteilung erkenntnistheoretischer Konzepte heran.¹ Bei Klärungen von Wortbedeutungen nahmen wir auf Wörterbücher Bezug und nicht nur auf das individuelle Sprachgefühl.² Ferner wurde auf eine einfache und durchsichtige Argumentation geachtet. Diese Grundsätze entstammen nicht persönlichen Vorlieben des Autors, sondern der Überzeugung, dass sie zur wissenschaftlichen Methode in der Philosophie im Allgemeinen und der Erkenntnistheorie im Besonderen gehören. Aber ist die Philosophie überhaupt eine Wissenschaft?

*Die 'systematische' Philosophie ist noch keine Wissenschaft,
weil sie bisher noch kein allgemein anerkanntes Wissen produziert hat*

Es gibt bestimmte methodische Grundsätze, die man in allen Wissenschaften beachten muss. Dazu zählt vor allem die Forderung, dass wissenschaftliche Untersuchungen mit wohldefinierten Methoden durchgeführt werden sollen, bei denen es nicht darauf ankommt, wer sie durchführt, sondern die im Prinzip von jedermann angewandt werden können. Zunächst müssen wir klären, ob die Philosophie überhaupt eine Wissenschaft ist und ob dementsprechend wissenschaftliche Methoden bei ihr in Frage kommen.

Formal gesehen ist die Philosophie eine Wissenschaft, denn sie gehört im universitären Fächerkanon zu den Geisteswissenschaften. Jedoch hat die Philosophie bisher kaum etwas davon produziert, was charakteristisch

¹ Siehe z. B. oben S. 128, 130, 142, 162, 194ff., 251ff. u. 281ff.

² Siehe oben S. 161ff. u. 207.

für die Wissenschaften ist, nämlich *allgemein anerkanntes Wissen*.³ Man weiss zwar heutzutage besser als vor 100 Jahren, *was* die Philosophen früherer Zeitalter gedacht haben. Aber ob das, was diese Philosophen gedacht haben, *wahr* oder gut oder sonst wie positiv qualifizierbar ist, ist so unklar wie eh und je. Es fällt sehr schwer, eine Theorie zu nennen, der die grosse Mehrheit der Philosophen zustimmt. Das war schon früher so.⁴ Solange sich das nicht ändert, ist die Philosophie beispielsweise für Edmund Husserl (1859-1938) nicht etwa eine schlechte, sondern überhaupt keine Wissenschaft.⁵ Von anerkanntem Wissen, das sich in Lehrbüchern niederschlagen könnte, gibt es in der Philosophie auch heute noch sehr wenig, wenn überhaupt etwas.⁶ Dieses Phänomen wird verschiedentlich auch 'Skandal der Philosophie' genannt.⁷

³ Vgl. dazu Bauer 1992, 128-140.

⁴ Descartes 1960, 15: «Von der Philosophie will ich nur soviel sagen: Ich sah, daß sie von den ausgezeichnetsten Köpfen einer Reihe von Jahrhunderten gepflegt worden ist und daß es gleichwohl noch nichts in ihr gibt, worüber nicht gestritten würde und was folglich nicht zweifelhaft wäre».

⁵ «Ich sage nicht, Philosophie sei eine unvollkommene Wissenschaft, ich sage schlechthin, sie sei noch keine Wissenschaft [...], und ich nehme dabei als Maßstab ein, wenn auch kleines Stück eines objektiv begründeten theoretischen Lehrinhalts. Unvollkommen sind alle Wissenschaften [...]. Sie sind einerseits unvollständig [...]; sie haben andererseits mancherlei Mängel in dem schon ausgebildeten Lehrgehalt [...]. Aber [...] ein Lehrgehalt ist vorhanden [...]. Von ganz anderer Art nun als die soeben beschriebene Unvollkommenheit aller Wissenschaften ist diejenige der Philosophie. Sie verfügt nicht bloß über ein unvollständiges und nur im einzelnen unvollkommenes Lehrsystem, sondern schlechthin über keines. Alles und jedes ist hier strittig, jede Stellungnahme ist Sache der individuellen Ueberzeugung, der Schulauffassung, des 'Standpunktes'.» (Husserl 1911, 290f.).

⁶ Noch 1995 wird in der *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* festgehalten, dass die Philosophie «kein Lehrbuchwissen im strengen Sinne ausgebildet hat, das allgemein als philosophisches Wissen gelten könnte.» (EPhW III, 131).

⁷ Kröner 1929, 1f.: «Das für die gewöhnliche Anschauung unwiderstehlichste, durchschlagendste Argument gegen Philosophie überhaupt liegt in dem Umstande, daß sie trotz einer Arbeit von zweieinhalb Jahrtausenden zu keinen 'fixen Resultaten' gekommen ist. Der eigentliche Skandal der Philosophie besteht einfach und allein in der Anarchie der philosophischen Systeme: in der unreduzierbaren Vielheit und dem krassen Widerstreit der philosophischen Anschauungen untereinander. [...] Zwar sind von Descartes und Kant bis Husserl viele Versuche gemacht worden, Philosophie in den Gang einer strengen Wissenschaft zu bringen. Alle aber sind mißlungen!» Vgl. auch Schischkoff 1991, 669.

Die Philosophie scheint nach dem Kriterium des allgemein anerkannten Wissens noch keine Wissenschaft zu sein. Das gilt natürlich nicht für die Philosophiegeschichtsschreibung, die einen Grossteil der philosophischen Forschungsaktivitäten ausmacht⁸ und als Wissenschaft ebenso etabliert ist wie andere philologisch-historisch arbeitende Disziplinen. Die Philosophie selbst wird meistens irreführend 'systematische' Philosophie genannt.⁹ Teichmüller benutzte allerdings eher den Ausdruck 'speculativ'. Niemand käme aber auf die Idee, von 'systematischer' Biologie oder 'systematischer' Chemie im Unterschied zur Geschichte der Biologie oder Chemie zu sprechen. Es ist hier ohne weiteres klar, dass die Erforschung der Geschichte der Biologie oder Chemie selber keine Biologie oder Chemie ist. Bei der Philosophie ist das nicht selbstverständlich, deshalb bedarf es eines Zusatzes wie 'systematisch', um sachorientierte von historischen Forschungen abzugrenzen. Das Attribut 'systematisch' hebt überdies den Aspekt der Systembildung bei sachorientierter Forschung unangemessen hervor. Die Bedeutung der Systematizität für die Wissenschaft ist von der Philosophie überschätzt worden.¹⁰ Wie man die eigentliche, sachorientierte Philosophie auch nennen mag: Falls sie noch keine Wissenschaft *ist*, könnte sie *denn* zumindest zu einer Wissenschaft *werden*, also allgemein anerkanntes Wissen produzieren?

⁸ In der *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* wurde vor zehn Jahren festgestellt, «daß der Philosophiebegriff der philosophischen Forschung heute weitgehend identisch ist mit dem Philosophiebegriff der Philosophiegeschichtsschreibung.» (EPhW III, 132). Vgl. dazu Geldsetzer 1974, 44 und kritisch Lobkowitz 1974, 87. Es gibt Versuche, historische und sachorientierte Forschung in der Philosophie zu amalgamieren (vgl. Beckmann 1995; kritisch Puntel 1996). Das überzeugt jedoch nicht. Die Kenntnis der Meinungen früherer Forscher kann für die Problemlösung sehr hilfreich sein, ist dafür aber nicht notwendig. Dieser Meinung waren offenbar auch die philosophischen Klassiker: «[W]er auch nur einen flüchtigen Blick in die Schriften philosophischer Klassiker wirft, wird feststellen, daß diese Philosophen in der Regel genau das gleiche tun wie jeder philosophische Laie: sie sagen einfach, was sie über ein Problem denken. Zitate und Anmerkungen wird man bei ihnen in der Regel vergebens suchen.» (Seiffert/Radnitzky 1989, 257). Die Fokussierung auf die Philosophiegeschichte wird durch die Forschungsförderung verstärkt, da ihre Ziele greifbarer erscheinen als die der sachorientierten Philosophie (vgl. dazu auch Kaufmann 2001, 273ff.).

⁹ Vgl. nur Beckmann 1995 und Puntel 1996.

¹⁰ Vgl. dazu unten S. 296.

Ein Teil der Philosophen strebt das sicherlich gar nicht an. Besonders im Altertum war Philosophie in starkem Masse auf Weisheit und die rechte Lebensführung gerichtet und eben nicht nur auf abstrakte Theorie.¹¹ Auch in neuerer Zeit verstehen etliche Philosophen ihre Disziplin nicht als Wissenschaft.¹² Die Frage nach der Wahrheit oder allgemeinen Gültigkeit philosophischer Konzepte wird oft als naiv belächelt. Aber das Ziel der Wissenschaft, das intersubjektiv gültige Wissen, wurde von vielen bedeutenden Philosophen verfolgt. Sie hielten nämlich ihre Theorien ausdrücklich für allgemein gültig oder wahr. René Descartes glaubte in seinen *Meditationen* «die Existenz Gottes und die Unkörperlichkeit der menschlichen Seele völlig bewiesen zu haben».¹³ Kant schrieb in der ersten Vorrede zur *Kritik der reinen Vernunft*: «[I]ch erühne mich zu sagen, daß nicht eine einzige metaphysische Aufgabe sein müsse, die hier nicht aufgelöst, oder zu deren Auflösung nicht wenigstens der Schlüssel dargereicht worden.»¹⁴ Und Wittgenstein (1889-1951) teilte im Vorwort seines *Tractatus logico-philosophicus* mit, dass ihm «die Wahrheit der hier mitgeteilten Gedanken unantastbar und definitiv» erscheine.¹⁵ Kaum ein Naturwissenschaftler würde sich über seine Theorien so überzeugt äussern, wie es diese drei Philosophen taten. Darüber hinaus verfolgten viele bedeutende Philosophen, wie Kant,¹⁶ Hegel¹⁷

¹¹ Vgl. dazu nur Hadot 1999.

¹² «Tatsächlich aber wird der Philosophie heute nicht nur von Seiten mancher Einzelwissenschaften Wissenschaftscharakter bestritten, sondern viele Philosophen neigen selbst dazu, Philosophie nicht oder nicht mehr als Wissenschaft zu betrachten oder zu betreiben [... sondern als] Kunst, Handwerk, Business, Agitprop, Privatreligion oder anderes». (Geldsetzer 1970, 171).

¹³ Descartes 1992, X (Brief an Huygens vom 31. Juli 1640).

¹⁴ Kant 1968 III, 14.

¹⁵ Wittgenstein 1984, 10.

¹⁶ Kants *Kritik der reinen Vernunft* hat das Ziel, mit der Metaphysik «den sichern Gang einer Wissenschaft einzuschlagen» (Kant 1968 III, 24). Vgl. Geldsetzer 1970, 172: «Wir können Kant als prominentesten Kronzeugen für diese Tendenz am Ende des 18. Jahrhunderts anführen, die Philosophie bzw. ihre Kerndisziplinen als Wissenschaft zu konstituieren und nachzuweisen. Bei ihm sollte es die Metaphysik sein, die diese Rolle zu übernehmen hatte».

¹⁷ Hegel schreibt in der Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes*, dass «die Erhebung der Philosophie zur Wissenschaft an der Zeit» sei. «Daran mitzuarbeiten, daß die Philosophie der Form der Wissenschaft näherkomme [...], ist es, was ich mir vorgesetzt.» (Hegel 1979 III, 14).

oder Husserl¹⁸ das Ziel der Etablierung der Philosophie als Wissenschaft. Sie hielten es also zumindest für möglich, dass Philosophie zu einer Wissenschaft wird.

*Die Verkennung der wissenschaftlichen Methode:
Misslungene Versuche, Philosophie wissenschaftlich
erfolgreich zu machen*

Woran scheiterte das Bemühen der besten Philosophen? Eignet sich die Philosophie doch nicht zur Wissenschaft? Vermutlich schon, nur versuchte man es mit den falschen Mitteln. Das leuchtende Vorbild waren die Naturwissenschaften. Ihr Aufstieg und Erfolg seit dem Beginn der Neuzeit wurden von der Philosophie bewundert. Die allgemeine Meinung war, dass sich der Erfolg der Naturwissenschaften einer bestimmten Vorgehensweise, der so genannten wissenschaftlichen Methode, verdanke. Methodische Grundsätze spielten in der Tat neben gesellschaftlichen Faktoren¹⁹ und Fortschritten in der Organisation der wissenschaftlichen Kommunikation²⁰ eine wichtige Rolle beim Aufstieg der modernen Wissenschaften. Aber der entscheidende Grundsatz der wissenschaftlichen Methodik, der für alle Wissenschaften gilt und auch in der Philosophie anwendbar wäre, ist bisher von der Philosophie nicht ausreichend aufgegriffen worden. Das ist die *intersubjektive Reproduzierbarkeit* der Forschungsergebnisse. Wissenschaftliche Untersuchungen sollen mit einer klar definierten Methode durchgeführt werden.

¹⁸ Vgl. Husserl 1911.

¹⁹ Den Einfluss gesellschaftlicher Faktoren bei der Beantwortung der Frage, warum der Aufschwung der modernen Wissenschaften in Europa begann und nicht in China, obwohl die Wissenschaften in China im Mittelalter weiter entwickelt waren als in Europa, betont der Biochemiker und Sinologe Joseph Needham (1900-1995). Die Leugnung der Bedeutung gesellschaftlicher Faktoren führe zum Rassismus (Needham 1977, 85). Vgl. auch Zilsel 1976. Neben soziologischen Faktoren wie der führenden Rolle der Kaufmannsschicht spielten die Entwicklung des Buchdrucks, des Patents und des Copyrights eine grosse Rolle (vgl. Eamon 1990, 338-340).

²⁰ Zentral war dabei die leichte Zugänglichkeit der Ergebnisse für andere Forscher. Der Briefwechsel zwischen den Forschern wurde ersetzt durch Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften. Die Zusammenfassungen der Artikel wurden in 'Abstract Journals' gebündelt. Vgl. dazu auch Price 1975, 164ff.

Wenn beliebige andere Personen mit dieser Methode gleiche oder ähnliche Ergebnisse erzielen können, dann sagt man, die Ergebnisse seien intersubjektiv reproduzierbar. Es ist verständlich, dass die Philosophie hierauf zu wenig Augenmerk gelegt hat, weil die Naturwissenschaftler das Erfolgsrezept zwar anwandten, aber in ihrer – eher vereinzelt – methodischen Reflexion nicht thematisierten, so wie der Fisch dem Wasser wenig Beachtung schenkt, in dem er sein Leben verbringt.²¹ Auch die Wissenschaftstheorie hat die Bedeutung der intersubjektiven Reproduzierbarkeit für die Wissenschaften bis heute nicht gebührend herausgestellt.

Andere Elemente der wissenschaftlichen Methodik standen im Vordergrund, vor allem der Ausgang von *Beobachtungen* und der Gebrauch der *Mathematik*. Die Philosophie versuchte, diese Dinge zu übernehmen, aber hatte keinen nachhaltigen Erfolg damit. *Beobachtungen* sind in den Naturwissenschaften natürlich unverzichtbar. Aber sie können nicht der wesentliche Faktor des Aufstiegs der modernen Wissenschaften gewesen sein, denn Naturbeobachtung ist nichts Neues. Schon im Neolithikum und erst recht in der Bronzezeit gab es sehr genaue astronomische Beobachtungen.²² Die von Francis Bacon propagierte *induktive* Vorgehensweise, die ihren Ausgang bei Beobachtungen nimmt,²³ ist ebenfalls kein zwingender Grundsatz. Im Gegenteil vermitteln wissenschaftliche Publikationen oft den Eindruck, dass am Anfang ein Einfall, eine Theorie oder Hypothese steht, die dann durch die Ergebnisse der vorgestellten Untersuchung geprüft wird.²⁴ Ver-

²¹ Man kann ein sehr guter Wissenschaftler sein, ohne die methodischen Grundsätze der Wissenschaften explizieren zu können. Man muss sie nur anwenden. Dieser Meinung ist auch Fischer 1995.

²² Vgl. nur Reichert 2004.

²³ «Zwei Wege zur Erforschung und Entdeckung der Wahrheit sind möglich. Auf dem einen fliegt man von den Sinnen und dem Einzelnen gleich zu den allgemeinsten Sätzen hinauf und bildet und ermittelt aus diesen obersten Sätzen, als der unerschütterlichen Wahrheit, die mittleren Sätze. Dieser Weg ist jetzt in Gebrauch. *Der zweite zieht aus dem Sinnlichen und Einzelnen Sätze, steigt stetig und allmählich in die Höhe und gelangt erst zuletzt zu dem Allgemeinsten. Dies ist der wahre, aber unbetretene Weg.*» (Bacon 1870, 88). Vgl. auch Newton 1963, 381.

²⁴ In manchen, sehr datenreichen Naturwissenschaften wie der Chemie geht man eher von den Daten aus, in anderen Bereichen, wie etwa der Astronomie oder Paläontologie gibt es hingegen einen regelrechten Theorieüberschuss. (vgl. dazu Bauer, 1992, 31). Karl Poppers völlige Ablehnung des induktiven Vorgehens in den Naturwissenschaften (Popper 1969, 3ff.) wird der Forschungspraxis allerdings nicht gerecht.

suche wie von Hume, die Beobachtung zur Grundlage der Philosophie zu machen,²⁵ waren nicht von Erfolg gekrönt.

Die *Mathematik* stand in der Neuzeit mindestens ebenso sehr wie Beobachtung und Induktion in dem Ansehen, der Königsweg zur wissenschaftlichen Erkenntnis zu sein. Das Buch der Natur war – so dachten Galilei und viele andere – in der Sprache der Mathematik geschrieben.²⁶ Aber auch die Anwendung der Mathematik auf die Natur war keine Erfindung der Neuzeit. Ausserdem gibt es in den Naturwissenschaften immer noch Gebiete, wo Anwendung von Mathematik nicht obligatorisch ist, wie etwa die Anatomie oder die Histologie. Dort bestehen die Ergebnisse oft in Bildern und nicht in Kurven oder Zahlen. Das bedeutet, dass auch die Mathematik nicht der eigentliche Kern der wissenschaftlichen Methode ist. Viele Philosophen versuchten dennoch, Philosophie nach dem Vorbild der Mathematik zu betreiben.²⁷ Descartes' Erkenntnismethode ist inspiriert vom Vorbild der Mathematik.²⁸ Baruch Spinoza (1632-1677) verfasste eine Ethik nach 'geometrischer Methode', nach der Art der euklidischen Geometrie.²⁹ Leibniz wollte philosophische Irrtümer durch Verwendung künstlicher Zeichensysteme zu reinen Rechenfehlern degradieren.³⁰ Noch im 20. Jahrhundert versuchte Heinrich Scholz (1884-1956) eine 'mathematisierbare Metaphysik als strenge Wissenschaft'.³¹ Die Mathematisierung brachte der Philosophie

²⁵ «Wie die Lehre vom Menschen die einzig feste Grundlage für die anderen Wissenschaften ist, so liegt die einzig sichere Grundlage, die wir dieser Wissenschaft [d. i. die Philosophie] geben können, in der Erfahrung und Beobachtung.» (Hume 1989, 4). Allgemein zu empiristischen Ansätzen in der Philosophie vgl. EncPh II, 499-505 und REPh III, 298-303.

²⁶ «Die Philosophie ist in dem größten Buch geschrieben, das unseren Blicken vor allem offensteht – ich meine das Weltall, aber das kann man nicht verstehen, wenn man nicht zuerst seine Sprache verstehen lernt und die Buchstaben kennt, in denen es geschrieben ist. Es ist in mathematischer Sprache geschrieben, und seine Buchstaben sind Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren, ohne diese Mittel ist es den Menschen unmöglich, ein Wort zu verstehen» (Galilei 1987 II, 275).

²⁷ Vgl. dazu Krämer 1991.

²⁸ Ibid. 159ff.

²⁹ Vgl. ibid. 160.

³⁰ Vgl. Leibniz 1961, 155, übers. in Krämer 1991, 237f.; vgl. auch Leibniz 1965, 4 u. 200, übers. in Specht 1979, 233.

³¹ Scholz 1965, 7 und Titel.

als Wissenschaft aber gleichfalls nicht entscheidend weiter. Das Vorbild der Mathematik war jedoch so mächtig, dass auch Philosophen wie Kant oder Hegel, die sich gegen die Anwendung der Mathematik in der Philosophie wandten, den ursprünglich durch die Mathematik inspirierten Gedanken von Wissenschaft als einem apodiktischen, logisch notwendigen System vertraten.³² Dieser Systemgedanke hat der Philosophie ebenfalls wenig geholfen, sondern eher dazu geführt, dass gewaltige Gedankengebäude auf tönernen Füßen errichtet wurden. Die Bildung logisch notwendiger Systeme ist ohnehin kein Merkmal der Naturwissenschaften. Alle aufgefundenen Gesetzmässigkeiten sind nur empirisch und nicht logisch gültig. Natürlich versucht man eine gewisse Stimmigkeit der Daten und Theorien herzustellen. Die Forderung nach völliger Widerspruchsfreiheit der in einer Disziplin anerkannten Behauptungen scheint überdies wirklichkeitsfremd, weil die erforderliche Prüfung die Rechenkapazität des leistungsfähigsten Computers bei weitem übersteigen würde.³³

*Intersubjektive Reproduzierbarkeit:
Der übersehene Kern der wissenschaftlichen Methode*

Im Gegensatz zur Anwendung von Induktion und Mathematik muss die Forderung nach intersubjektiver Reproduzierbarkeit der Forschungsergebnisse bei allen naturwissenschaftlichen Untersuchungen beachtet wer-

³² Kant 1968 IXa, 11: «Eine jede Lehre, wenn sie ein System, d. i. ein nach Prinzipien geordnetes Ganze der Erkenntnis sein soll, heißt Wissenschaft». Dass Kant dabei die Mathematik als Vorbild hat, zeigt sich daran, dass er für 'eigentliche Wissenschaft' apodiktische Gewissheit fordert und deshalb beispielsweise die Chemie, deren Prinzipien «doch zuletzt bloß empirisch sind» nicht als Wissenschaft bezeichnen möchte (ibid. 12); Hegel 1979 III, 14: «Die wahre Gestalt, in welcher die Wahrheit existiert, kann allein das wissenschaftliche System derselben sein.» Vgl. auch EPh 1580; Geldsetzer 1970, 172f.; Stein 1970. Das Ziel der Systematizität hängt eng mit einem kohärentistischen Wahrheitskriterium oder Wahrheitsbegriff zusammen. Vgl. dazu auch oben S. 167.

³³ Vgl. Cherniak 1986, 93f. u. 143. Cherniak dachte allerdings noch nicht an Quantencomputer, die theoretisch die erforderliche Rechenleistung erbringen könnten. Aber es ist noch sehr unklar, ob sich entsprechend leistungsfähige Quantencomputer realisieren lassen werden (vgl. Brockhaus 2005, Stichwort 'Quantencomputer').

den.³⁴ Warum ist das Postulat der intersubjektiven Reproduzierbarkeit so zentral? Es ermöglicht die Zusammenarbeit und Arbeitsteilung der Wissenschaftler.³⁵ Es bietet eine weitgehende Garantie für die Kompatibilität der wissenschaftlichen Arbeiten. Man muss nicht mehr wie früher alles selber untersuchen. Wenn ein anderer etwas untersucht, ist es (fast) so gut, als hätte man es selber untersucht. Erst dadurch wird die weit fortgeschrittene Arbeitsteilung in den Wissenschaften ermöglicht. Die Beiträge der zahllosen Wissenschaftler sind durch die Norm der intersubjektiven Reproduzierbarkeit miteinander mehr oder weniger kompatibel und können alle in das grosse Bauwerk des wissenschaftlichen Wissens integriert werden. Das erklärt den ungeheuren Anstieg des wissenschaftlichen Wissens seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts.³⁶

*Voraussetzungen der intersubjektiven Reproduzierbarkeit
philosophischer Untersuchungen*

Das Ideal der intersubjektiven Reproduzierbarkeit könnte durchaus auf die Philosophie übertragen werden. Im Gegensatz zu den meisten naturwissenschaftlichen Prozeduren, wo körperliche und geistige Handlungen des Untersuchers verknüpft sind, ist die philosophische Vorgehensweise zwar *rein* gedanklich.³⁷ Aber das ist kein Hindernis. Auch das Ergebnis rein gedanklicher Operationen kann selbstverständlich intersubjektiv reprodu-

³⁴ In jeder naturwissenschaftlichen Originalveröffentlichung, also einer Veröffentlichung, in der neue Forschungsergebnisse präsentiert werden, muss die durchgeführte Prozedur unter der Rubrik 'Material und Methoden' so genau angegeben werden, dass eine beliebige andere Person ähnliche oder gleiche Ergebnisse produzieren könnte, wenn sie die beschriebene Prozedur durchführt.

³⁵ Vgl. z. B. Bauer 1992, 42-55.

³⁶ John Ziman meint wahrscheinlich zu Recht, die Arbeitsteilung in den Naturwissenschaften sei weiter vorangeschritten als auf irgendeinem anderen Gebiet (Ziman 1987, 1). Eine effektive wissenschaftliche Arbeitsteilung ist natürlich nur möglich, wenn ein gutes Kommunikationssystem existiert. Die Forschungsergebnisse müssen mit wenig Aufwand den interessierten Forschern zugänglich sein. Genau das ist in den Naturwissenschaften der Fall.

³⁷ Aber auch in den Naturwissenschaften gibt es viele rein theoretische, nicht-experimentelle Arbeiten, in denen nur gerechnet und argumentiert wird.

zierbar sein, wie die Philologie oder die Mathematik zeigen. Was wären also nun die Bedingungen dafür, damit das Ergebnis philosophischer Untersuchungen von beliebigen anderen Personen reproduziert werden könnte?

Die erste Bedingung ist in jedem Fall *Verständlichkeit*. Man kann einen Gedankengang nicht nachvollziehen, wenn man ihn nicht versteht. Hier liegt bei der Philosophie noch einiges im Argen. Viele grosse Werke der Philosophie sind Denkmäler der Unverständlichkeit. Nicht nur Montaigne geisselte den traditionellen philosophischen Hang zur Dunkelheit mit scharfen Worten: «Die Schwerverständlichkeit ist ein Falschgeld, dessen sich die Gelehrten wie die Taschenspieler bedienen, damit die Nichtigkeit ihrer Kunst nicht ans Licht komme.»³⁸ Seltsamerweise konnte und kann man damit aber Ansehen in der Philosophie erwerben.³⁹

Für die Verständlichkeit philosophischer Texte reicht jedoch in der Regel eine einfache Sprache ohne überflüssigen Fachjargon nicht aus. Die Philosophie kommt vielfach nicht darum herum, vage und mehrdeutige Ausdrücke der normalen Sprache wie 'Freiheit' oder 'Bewusstsein' zu benutzen. Hier ist die Gefahr gross, dasselbe Wort stillschweigend mit verschiedenen Bedeutungen zu verwenden, was zu grössten Verwirrungen führen kann. Thomas Reid schrieb: «There is no greater impediment to the advancement of knowledge than the ambiguity of words.»⁴⁰ Der Philosoph muss deshalb

³⁸ Montaigne 1998, 252. Auch nach Locke setzten die Philosophen die Unverständlichkeit ein, um inhaltliche Probleme ihrer Lehren zu vertuschen. Es gebe kaum eine philosophische Schule «die nicht in gewisse Schwierigkeiten verwickelt wurde [...], die sie durch dunkle Ausdrücke zu verhüllen gezwungen war. Um dieser Schwierigkeiten willen wurde die Bedeutung der Wörter verkehrt, um sie gleichsam in einen [!] Nebel zu hüllen, der diese schwachen Stellen vor der Aufdeckung durch der Leute Augen schützen sollte.» (Locke 1981 II, 123f.).

³⁹ Das gilt selbst für einen vergleichsweise nüchternen Philosophen wie Kant. Seine Wendung zur Schwerverständlichkeit in den 1770er Jahren zog manche Studenten an: «Er war nicht mehr um Eleganz und Popularität bemüht, sondern pflegte eine gewisse Art der Dunkelheit, die es den Studenten sehr schwer machte, ihn zu verstehen. Er erwarb den Ruf, ein schwieriger Philosoph zu sein. Es gab eine Reihe von [!] Studenten – was an einer deutschen Universität nicht ganz untypisch war –, die von der Tiefe oder der Dunkelheit Kants beeindruckt waren. Sie gingen *nur deshalb* zu Kants Vorlesungen, *weil* sie sie nicht verstanden.» (Kühn 2004, 247f.). Vgl. auch Locke 1981 II, 125 zur Schwerverständlichkeit als Weg zu gesellschaftlichem Ansehen.

⁴⁰ Reid 2002, 17 (Ess. I, Ch. I).

die verschiedenen Bedeutungen des Wortes analysieren und stets kennzeichnen, in welcher dieser Bedeutungen er es gerade verwendet. Die entgegengesetzte Gefahr, verschiedene Ausdrücke vorschnell als bedeutungsgleich oder -ähnlich anzunehmen, muss ebenfalls beachtet werden. Für die Aufdeckung von Bedeutungsunterschieden sind – neben dem Blick ins Lexikon – Einsetzungstests ein brauchbares Hilfsmittel. Dabei werden die fraglichen Ausdrücke in einem bestimmten Satz füreinander eingesetzt.⁴¹

Um das Ergebnis einer philosophischen Untersuchung reproduzieren zu können, muss man zweitens die *Logik der Argumentation nachvollziehen* können. Dazu muss die logische Struktur der Untersuchung im Wesentlichen klar sein: Was ist das Untersuchungsergebnis, was sind die Evidenzen oder Beweisstücke, die dafür vorgebracht werden, und auf welchem Weg kommt man von den Evidenzen zum Ergebnis? Dieser Weg sollte fehlerfrei sein, also beispielsweise ohne Widersprüche oder ohne Zirkelschlüsse, in denen das Untersuchungsergebnis in den Evidenzen einfach vorausgesetzt wird. Die Struktur des Gedankenganges ist in vielen philosophischen Werken unklar und oft so komplex, dass sie vermutlich auch vom Autor nicht mehr durchschaut werden kann. Wenn man sich dagegen naturwissenschaftliche Veröffentlichungen anschaut, wird man feststellen, dass die logische Struktur der Argumentation für eine bestimmte Theorie oft sehr schlicht ist und das Hauptgewicht auf den Daten, also den Evidenzen liegt.

Drittens muss das Ergebnis einer philosophischen Untersuchung auch *inhaltlich Zustimmung finden* können. Formale Korrektheit einer Argumentation reicht im Gegensatz zur Mathematik offensichtlich in der Philosophie nicht aus. Hier wird nicht nur die Korrektheit von Argumentationen untersucht, es werden auch inhaltliche Aussagen gemacht. In den Naturwissenschaften hängt die inhaltliche Qualität einer Theorie entscheidend von den Daten ab. Von ihnen kann sich prinzipiell jeder durch eigene Naturbeobachtung überzeugen. Aus welchen allgemein zugänglichen Quellen schöpfen aber die Philosophen ihre Daten? Gibt es einen Prüfstein der inhaltlichen Qualität philosophischer Theorien? Wenn man sich das Chaos philosophischer Standpunkte anschaut, so scheint ein solcher Prüfstein noch nicht gefunden worden zu sein. Die Ursache dafür liegt unter anderem darin, dass

⁴¹ Vgl. beispielsweise oben S. 210. Zu Einsetzungs- oder Substitutionstests in der Philosophie vgl. nur Hoche/Strube 1985, 142ff.

in der Philosophie sehr wenig Wert auf unabhängige Prüfinstanzen gelegt wird. Vielmehr geht man meistens von weit reichenden, oft gar nicht ausdrücklich genannten Annahmen aus, die bereits einen engen Rahmen für das Ergebnis vorgeben.⁴² Die philosophische Vorgehensweise ist also vielfach zirkulär. Oft wird nur 'ausbuchstabiert', was in den Annahmen steckt.⁴³ Für jemanden, der die Annahmen nicht teilt, ist eine solche Untersuchung inhaltlich wertlos und höchstens von formalem Interesse. Um die intersubjektive Reproduzierbarkeit eines Forschungsergebnisses zu gewährleisten, müssen die inhaltlichen Annahmen der Untersuchung aber so schwach und allgemein gehalten sein, dass ihnen grundsätzlich jeder zustimmen kann. Das heisst, sie müssen mit einem sehr grossen Spektrum von Theorien vereinbar sein. Welche Theorie die beste ist, darf sich nicht bereits aus den Annahmen ergeben, sondern erst aus den Evidenzen, die im Laufe der Untersuchung beigebracht werden. Die Ermittlung der Evidenzen muss unabhängig von der zu prüfenden Theorie sein. In den Naturwissenschaften ist das in aller Regel so. Die Beurteilung, welche Daten vorliegen und ob der Versuch ordnungsgemäss abgelaufen ist, hängt selten von der Beurteilung der gerade geprüften Theorie ab.⁴⁴ Genauso sollten die Evidenzen für die Qualität einer philosophischen Theorie unabhängig davon ermittelt werden können, was man von dieser Theorie hält. Andernfalls kann der Streit der philosophischen Meinungen und Schulen niemals beigelegt werden. Wenn es Philosophie als Wissenschaft geben soll, dann müssen ihre Theorien analog zu den florierenden Naturwissenschaften an irgendwelchen Tatsachen

⁴² Ein typischer Fall ist der Ausgang von einer kausalen Geschlossenheit der physikalischen Welt in vielen Arbeiten zum Leib-Seele-Problem (z. B. bei Bieri 1981, 5). Eine solche kausale Geschlossenheit ist weder wissenschaftlich nachweisbar noch eine notwendige Voraussetzung der Physik (vgl. dazu nur Ludwig 1990).

⁴³ Vielen Philosophen scheint es also in idealistischer Manier mehr auf Kohärenz als auf Wirklichkeitsnähe anzukommen (vgl. oben S. 167 Fn. 23). Man kann unendlich viele kohärente Argumentationen entwickeln, wenn man nur die Annahmen entsprechend variiert.

⁴⁴ Unter Hinweis auf die vielbeschworene Theoriebeladenheit der Wahrnehmung wurde vielfach vorgebracht, dass die naturwissenschaftliche Beobachtung von der zu prüfenden Theorie abhinge und somit zirkulär sei. Das ist nicht richtig. In aller Regel hängen die Theorien, die der Konstruktion eines Messgerätes zugrunde liegen, nicht mit den Theorien zusammen, die mit Hilfe dieses Messgerätes geprüft werden. Vgl. zum Thema Bauer 1992, 78f.; Adam 2002; Schwenke 2005, 3.

gemessen werden, deren Einschätzung nicht oder in vernachlässigbarem Ausmass von der zu prüfenden philosophischen Theorie abhängt. Woran sollen philosophische Theorien also gemessen werden? Gibt es einen unabhängigen Massstab oder ist in der Philosophie alles beliebig, sofern es nur kohärent erzählt wird?

*Wissenschaftliche Methode in der
Erkenntnistheorie: Das Zirkelproblem*

Da unter dem Namen 'Philosophie' sehr unterschiedliche Aktivitäten versammelt werden, werden wir uns bei dieser Frage auf die Erkenntnistheorie konzentrieren, um die es in diesem Buch hauptsächlich geht. Der Ruf der Absurdität und Nutzlosigkeit, unter dem die Philosophie allgemein steht, trifft die Erkenntnistheorie in besonderem Masse.⁴⁵ Manche halten sie sogar für unmöglich.⁴⁶ Dem Wort nach ist Erkenntnistheorie der Versuch, das Erkennen zu erkennen. Der Verdacht liegt nahe, es handele sich dabei um ein zirkuläres und also nutzloses Unterfangen, bei dem man das, was man herausfinden will, schon herausgefunden haben muss, um es herausfinden zu können. Dieser Verdacht ist nicht grundlos. In der Erkenntnistheorie werden traditionell Fragen gestellt wie: Ist Erkenntnis möglich? Können wir überhaupt irgendetwas wissen? Wenn ja: Wie kann man echte von vermeintlicher Erkenntnis, Wahrheit von Irrtum unterscheiden?⁴⁷ Das hat sich

⁴⁵ Vgl. Schnädelbach 2002, 21.

⁴⁶ Beispielsweise Leonard Nelson (1882-1927) (Nelson 1973).

⁴⁷ Locke verfolgte in seinem Klassiker *An Essay on Human Understanding*, das Ziel «Ursprung, Gewißheit und Umfang der menschlichen Erkenntnis zu untersuchen» (Locke 1981 I, 22); Hume wollte mit «Umfang und Leistungsfähigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens vollkommen vertraut werden» (Hume 1989, 3); Zeller sah es 1862 in einer vielzitierten Vorlesung als Aufgabe der Erkenntnistheorie an, zu untersuchen, «ob und unter welchen Voraussetzungen der menschliche Geist zur Erkenntnis der Wahrheit befähigt ist» (Zeller, *Über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie*, Heidelberg 1862; zit. nach Eisler 1904, 299). Teichmüller hielt übrigens von dieser Vorlesung Zellers sehr wenig: «Seine miserable Heidelberger Antrittsrede liefert aber den schönsten Stoff zu einer humoristischen Polemik», schrieb er am 25. August 1882 an Augusto Vera (Nachlass B 2879; Orsucci/Savorelli 1997, 100).

auch heute noch nicht grundlegend geändert.⁴⁸ Die Frage nach der Möglichkeit von Erkenntnis und nach einem Kriterium der Unterscheidung von wahr und falsch lässt sich natürlich nur dann beantworten, wenn Erkenntnis möglich ist und wahr und falsch unterschieden werden können. Die traditionelle Erkenntnistheorie steht also tatsächlich vor einer unlösbaren Aufgabe. Das Vorhaben, mit wissenschaftlichen Mitteln die Möglichkeit und die Kriterien oder Bedingungen der Erkenntnis zu ermitteln, ist ungefähr so viel versprechend wie Baron von Münchhausens Versuch, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen.⁴⁹ Ist deshalb jede wissenschaftliche Auseinandersetzung mit erkenntnistheoretischen Fragen unmöglich?

Soll sich Erkenntnistheorie auf die Metaebene beschränken?

Eine Möglichkeit wäre, auf die Metaebene zu wechseln und nicht die Erkenntnis, sondern die *Meinungen über Erkenntnis* zum Forschungsgegen-

⁴⁸ Vgl. Baumann 2002, 1, wo als zentrale Fragen der Erkenntnistheorie genannt werden: «Was kann man überhaupt wissen? [...] Woher weiß denn jemand das, was er weiß? Ist alles Wissen von einem Standpunkt abhängig – und was könnte das heißen? Oder haben wir vielleicht in Wirklichkeit gar kein Wissen [...]? Was berechtigt uns zu der Annahme, dass wir überhaupt über irgendein Wissen verfügen?»

⁴⁹ Vgl. dazu Hegel 1979 XX, 323f. Nelsons Argumentation gegen die Möglichkeit der Erkenntnistheorie (Nelson 1973, 465ff.) schildert und kritisiert Baumann: Nelson gehe davon aus, «dass die Erkenntnistheorie verspricht, ein Kriterium zu liefern, anhand dessen man Erkenntnisse identifizieren und von nur scheinbaren Erkenntnissen unterscheiden kann. Um dies tun zu können, so das Argument, muss man allerdings schon erkannt haben, dass das verwandte Kriterium das richtige Kriterium ist, und dies setzt wieder ein anderes Kriterium voraus. Damit aber wird das Projekt der Erkenntnistheorie, wie man leicht sehen kann, endlos und somit unmöglich. Gegen dieses Argument spricht allerdings, dass die Erkenntnistheorie durchaus mit einem adäquaten Kriterium aufwarten könnte, selbst wenn sie die Adäquatheit des Kriteriums nicht weiter begründen kann. Man kann nicht alles begründen, – irgendwo muß man aufhören, was durchaus legitim ist» (Baumann 2002, 5). Baumann vergisst, dass es um Erkenntnistheorie als Wissenschaft geht und dass wissenschaftliche Ergebnisse wertlos sind, wenn sie nicht begründbar sind. Baumann kann also Erkenntnistheorie nur um den Preis ihrer Entwissenschaftlichung erhalten. Kutschera 1982, 51 hält Nelsons Argument zu Recht für stichhaltig, allerdings sei Erkenntnistheorie nicht unmöglich, weil sie nicht die Existenz von Wissen nachweisen solle, sondern der «Selbsterhellung des Erkenntnisvermögens» diene.

stand zu machen. Man würde dann nicht untersuchen, wie Erkenntnis beschaffen ist, sondern wie die Menschen über Erkenntnis denken. Man könnte versuchen, diese Meinungen in ein System zu bringen, nach Widersprüchen zu suchen und Vorschläge zur Auflösung der Widersprüche zu machen. Es gibt Philosophen, die diese Art der Betrachtung für die einzig philosophische halten. Der Philosoph könne nicht wie die anderen Wissenschaften die Wirklichkeit untersuchen, sondern nur die Meinungen der Menschen darüber.⁵⁰ Ohnehin sind mittlerweile die meisten Sachgebiete von anderen Wissenschaften besetzt,⁵¹ so dass der Philosophie nicht viel mehr als die Metaebene übrig geblieben zu sein scheint. Aber ist das nicht zu wenig? Kann Philosophie im Allgemeinen und Erkenntnistheorie im Besonderen nicht mehr sein als eine rein formale Wissenschaft, die nur die Stimmigkeit von Aussagen untersucht? Man sollte die *wertvolle Ordnungsarbeit* nicht unterschätzen, die Metabetrachtungen im Wirrwarr der Meinungen leisten können. Die Zugänge zur Welt sind fragmentiert. Die modernen Wissenschaften betrachten immer nur ein kleines Segment der Realität. Daneben gibt es den grossen Bereich der nichtwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Welt im Alltagsleben. Auch diese Alltagsperspektiven auf die Welt sind alles andere als einheitlich, sondern stark individuell und kulturell geprägt. Es widersprechen sich nicht nur die Weltbilder verschiedener Personen. Oft hält ein und dieselbe Person an völlig unvereinbaren Vorstellungen fest, ohne sich dessen bewusst zu sein.⁵² Der Versuch, im Chaos der Weltbilder etwas Ordnung zu schaffen, verborgene Widersprüche aufzudecken und Vorschläge zur Integration verschiedener Perspektiven zu

⁵⁰ Das behauptet Henry W. Johnstone (vgl. Johnstone 1978 und 1991).

⁵¹ Im Mittelalter umfasste die Philosophie fast alle Wissenschaften (HWPh VII, 633ff.). Noch Newton nannte seine Physik 'Naturphilosophie' oder 'Experimentalphilosophie' (HWPh VII, 689). Nach und nach gliederten sich die Einzelwissenschaften aus der Philosophie aus und wurden selbständig (HWPh VII, 714ff.). Die Philosophie blieb fast wie ein 'König ohne Land' zurück. Marquard 1981, 24 drückte es so aus: «Erst war die Philosophie kompetent für alles; dann war die Philosophie kompetent für einiges; schließlich ist die Philosophie kompetent für nur noch eines: nämlich für das Eingeständnis der eigenen Inkompetenz.»

⁵² Ein typisches Beispiel ist der Naturwissenschaftler, der an eine naturgesetzliche Determiniertheit allen Geschehens glaubt, aber gleichzeitig zu mehr Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Umwelt aufruft. Solche Aufrufe wären bei einer Determiniertheit allen Geschehens unsinnig und nutzlos.

machen, ist eine dankbare Aufgabe. Die Erkenntnistheorie müsste sich also damit zufrieden geben, aus allen Bereichen Aussagen über Erkenntnis zu sammeln, zu vergleichen und Widersprüche nachzuweisen. Ein erkenntnistheoretisches Konzept hätte nur die die Funktion, nach Bereinigung der ärgsten Widersprüche ein Gesamtbild der vorhandenen Vorstellungen über Erkenntnis zu liefern. In solcher Arbeit sieht jedenfalls David Lewis (geb. 1941) die Aufgabe der Philosophie, wenn er über die «metaphysische Analyse des Geistes» – was immer das sein mag – schreibt:

Wer zur Philosophie kommt, verfügt schon über einen Vorrat an gegebenen Meinungen. Die Philosophie hat nicht die Aufgabe, diese bereits vorhandenen Meinungen zu untergraben oder zu rechtfertigen, sondern sie sollte nur den Versuch machen, Möglichkeiten zu finden, um diese Meinungen in ein geordnetes System zu bringen. Die metaphysische Analyse des Geistes dient dem Bestreben, unsere Meinungen über den Geist zu systematisieren. Sie gelingt insofern, als sie (1) systematisch ist und (2) diejenigen unserer vorphilosophischen Meinungen respektiert, an denen wir entschieden festhalten.⁵³

*Menschliche Lebenspraxis als inhaltlicher Prüfstein
erkenntnistheoretischer Konzepte*

Die Beschränkung auf die Metaebene wirkt vernünftig und sinnvoll. Aber die meisten Philosophen machen inhaltliche Aussagen und begnügen sich nicht mit Metabetrachtungen. Irren sie sich über die Möglichkeiten der Philosophie? Oder gibt es doch einen Massstab, beispielsweise erkenntnistheoretische Aussagen auch inhaltlich zu beurteilen?

Vielleicht kann die menschliche *Lebenspraxis* dieser inhaltliche Massstab der Erkenntnistheorie sein. Das menschliche Leben ist voller Aktivitäten, die mit Erkenntnis zusammenhängen. Wir sehen, hören, fühlen und schmecken, wir behaupten vielerlei, glauben an dieses und jenes, bilden uns manches ein, korrigieren andere Menschen, geben – oft widerwillig – zu, dass wir uns getäuscht haben, sorgen uns vor der Zukunft, planen die Ferien für das nächste Jahr.

⁵³ Lewis 1973, 88; Übers. nach Putnam 1997, 175. Allerdings kommt Lewis trotz seiner Maxime zu Ergebnissen, die dem normalen Denken völlig widersprechen, stellt Putnam fest (ibid. 174ff.).

Die Erkenntnistheorie könnte diese erkenntnisbezogenen Aktivitäten sammeln und genauer beschreiben:⁵⁴ Wie entdecken wir Irrtümer? Wahrnehmungstäuschungen? Gedankliche Fehler? Wie stellen wir fest, ob jemand Recht hat? Wie unterscheiden wir Traum und Wachen? Was machen wir, um die Gedanken oder Gefühle eines Menschen oder eines Tieres zu erfassen? Wie versuchen wir die Zukunft zu erkennen? Sind diese Handlungsweisen bei allen Menschen, allen Kulturen gleich? Wir haben oben gesehen, dass man nicht lange suchen muss, um Handlungsweisen zu finden, die beispielsweise mit der Repräsentationstheorie der Erkenntnis nicht vereinbar sind. Jemanden zu korrigieren oder jemandem Recht zu geben – eines Lehrers täglich Brot –, wären im Rahmen der Abbild- und Repräsentationstheorie sinnlose und überflüssige Handlungen, weil sie die Feststellung von wahr und falsch gar nicht zulässt.⁵⁵

Wenn die Lebenspraxis der Prüfstein der Erkenntnistheorie sein soll, dann ist es wie bei jeder Theorieprüfung wichtig, dass sie nicht von der zu prüfenden Theorie abhängt. Die Ermittlung der Lebenspraxis darf also nicht abhängig von bestimmten erkenntnistheoretischen Standpunkten sein. Sehr wichtig ist zweitens, dass man sie in einer Weise ermittelt, die im Prinzip allen Beobachtern offen steht. Ein Beispiel: Ein Indiz für eine gängige Lebenspraxis, auf das Philosophen gerne zurückgreifen, ist der normale Sprachgebrauch. Das Handeln spiegelt oder vollzieht sich sogar bis zu einem gewissen Grad im Sprechen. Bei der Analyse des normalen Sprachgebrauchs ist es methodisch wichtig, sich nicht in erster Linie auf sein persönliches Sprachgefühl zu berufen,⁵⁶ sondern auf intersubjektiv

⁵⁴ Man könnte einwenden, die erkenntnisrelevanten Praktiken seien selber schon durchdrungen von erkenntnistheoretischen Meinungen und deshalb würde sich die Erkenntnistheorie eigentlich doch nur mit Meinungen über Erkenntnis beschäftigen. Das ist aber nicht richtig. Praktiken sind keine Meinungen. Welche Meinungen ihnen zugrundeliegen, ist bereits eine Frage der philosophischen Interpretation. Ähnlich ist es mit naturwissenschaftlichen Daten: Auch sie liegen immer in Form von Aussagen vor («Bei Versuch 1 ergaben sich die Messwerte x, y und z») und trotzdem kommt kein Naturwissenschaftler auf die Idee, naturwissenschaftliche Daten seien nichts anderes als Meinungen des Experimentators.

⁵⁵ Siehe oben S. 128ff.

⁵⁶ Nach Hoche 1990, 141 «müssen wir uns an die sprachanalytische Forschungsmaxime halten, daß sich jeder von uns letzten Endes [...] auf nichts anderes stützt als seine eigene kombinierte Phantasie- und Sprach-Kompetenz, die sich dann,

zugängliche Quellen wie Wörterbücher. Sonst beginnen unüberbrückbare Streitigkeiten bereits bei der Datenerhebung. Wie wir am Beispiel 'Wissen' gesehen haben, können philosophische Behauptungen darüber, wie Wörter *normalerweise* verwendet werden, erheblich von den massgeblichen Wörterbüchern abweichen.⁵⁷ Die Erkenntnistheorie sollte sich natürlich nicht mit dem Sammeln und Beschreiben erkenntnisbezogener Aktivitäten begnügen, sondern auch *Konzepte* entwickeln, die die einzelnen Befunde in einen möglichst *einfachen, eleganten* Zusammenhang bringen.

Wir haben gesehen, dass Teichmüller, ähnlich wie Kant und Hegel, sehr stark den Systemcharakter der Philosophie betont und apodiktische, notwendige Erkenntnis sucht.⁵⁸ Das streben wir nicht an. Aber trotzdem hat Teichmüllers Vorgehen manche Ähnlichkeit mit unserem. Er will vom 'gewöhnlichen Bewusstsein' ausgehen, um damit «Ansatz von einem Punkte [zu] nehmen, der ausserhalb alles Streitiges liegt».⁵⁹ Den Inhalt der philosophischen, 'speculativen' Theorien möchte Teichmüller – hypothetisch-deduktiv – unter anderem auch dadurch prüfen, dass sich «der Inhalt des gewöhnlichen Bewusstseins als eine Folge aus den hypothetisch angenommenen Principien wieder ableiten lässt».⁶⁰ Das 'gewöhnliche Bewusstsein' hat also die Funktion einer *unstreitigen Prüfinstanz* philosophischer Theorien. Es ist die «natürliche[...] Menschheitsphilosophie»,⁶¹ die «einfache und allgemeine Menschheitsphilosophie»,⁶² die «unvertilgbare Ueberzeugung der ganzen Menschheit selbst»,⁶³ «die einfache Philosophie der Menschheit von Anbeginn bis auf den heutigen Tag».⁶⁴ Damit sollen philosophische Theorien im Einklang stehen. Und da diese natürliche

wenn er zu philosophieren beginnt, von den entsprechenden Kompetenzen seiner Mitmenschen, insbesondere Sprachgenossen, ja schon längst sozusagen 'abgenabelt' hat.» Diese methodologische Maxime führt sicherlich zu reichhaltigeren Ergebnissen als die Heranziehung des Wörterbuchs, genügt aber im Grunde nicht den Anforderungen an die Intersubjektivität wissenschaftlicher Methoden.

⁵⁷ Siehe oben S. 167ff. u. 196f. Fn. 143.

⁵⁸ Siehe oben S. 232ff.

⁵⁹ *Met.* 51.

⁶⁰ *Ibid.* 50.

⁶¹ Nachlass A X 6.

⁶² *Psych.* 156.

⁶³ *Rel.* XIV.

⁶⁴ *Ibid.* 105.

Menschheitsphilosophie, die Teichmüller im Auge hat, sich auf die normale Lebenspraxis des Menschen bezieht, auf die «eigene Existenz», auf die «Realität seiner Tätigkeiten» und auf «den wirklichen Verkehr mit anderen Wesen ausser ihm»,⁶⁵ ist er damit von unserem Vorschlag, Erkenntnistheorien an Daten aus der Lebenspraxis zu prüfen, nicht weit entfernt.

⁶⁵ *Ibid.* XIV-XV.